KREISARCHIV CALW
Kreisarchiv Calw

Das nenne ich Heldentum. Jeder von uns kennt solche stillen Helden in der Frauenwelt. Man würde es oft für geradezu unmöglich halten, was da getragen wird, wenn man es nicht in den Akten lesen und in den Gesichtern sehen könnte. Man wendet gerne den Blick von solchen Gruppen weg. Ein einziges Erlebnis kann einem den ganzen Tag verderben. Und ich meine: er soll ihn auch verderben. Wir sind einmal auf die Stufe sittlicher Erkenntnis gehoben, daß wir eigen Glück nie als reines Privatglück genießen können: neben dem Ich steht immer wieder der andre und läßt sich nicht wegscheuchen. Das mag lästig sein für kurzsichtige Menschen, die überzeugt sind, daß die Welt sich gerade um ihren Garten allein zu drehen hat. Aber rechtes Glück fängt doch erst dort an, wo wir unser Glück nicht auf Kosten der andern genießen wollen — ich und der andre.

Jenes Heldentum ist eine überflüssige Ausgabe, die wir uns in unsrer Volkswirtschaft leisten. Denn betrunkene Männer gehören nicht zu den notwendigen Einrichtungen eines gesunden starken Volkes. Wo gar solche Einrichtungen gepflegt werden, die den Ehefrauen derart äußere Belastung und innere Entwürdigung schaffen, da gilt es einen mutigen und entschlossenen Kampf. Manches würde anders werden, wenn die Frauen die Barbarei des Mannes nicht oft beschönigten mit Worten und Werken und falsches Zeugnis ablegten für die Männer. Ein jeder weiß, welch goldene Kraft in den Reben liegt. Aber wer Gold verschlemmt, der ist seiner nicht wert. Was zur Freude geschenkt ist, das darf nicht zehren an dem Mark des Volkes. Manchmal bekommt man einen Ekel vor „dem Glas", wenn man der Frauen gedenkt, die um dieses Glases willen das Weinen schon verlernt haben, und die Kinder vor sich sieht, die um dieses Glases willen ihrer nötigen Milch verlustig gehen. Es gibt vielen heimlichen Kummer, den wir an die Oeffentlichkeit ziehen müssen, damit man ihn sehe und wegschaffe. Frauenehre soll aufstehen und um ihrer selbst willen fordern, daß sie nicht entweiht werde. Ich mag das Bild nicht vergessen von dem Weib, das ihren Mann so nach Hause bringen muß.

Fortpflanzung des Meerrettichs.

Der wegen seines Genußwertes allenthalben hochgeschätzte Meerrettich war bezüglich seiner Fortpflanzung lange ein Rätsel, denn er entwickelt bei der gewöhnlichen Zucht in den Gärten fast nie Früchte. Schon Darwin hat diese Tatsache als höchst auffallend hervorgehoben. Seine eigentliche Heimat hat der Meerrettich, mit wissenschaftlichem Namen Nasturtium armoracia, der früher zur Gattung Cochlearia (Löffelkraut) gestellt wurde, jetzt aber als naher Verwandter der Brunnenkresse behandelt wird, in Ostrußland; er hat sich aber im Laufe der Zeit über fast ganz Europa in verwildertem Zustand ausgebreitet, und zwar hauptsächlich längs der Wasserläufe, wo er auch am ehesten zu finden ist. Früher wanderte die Wurzel auch in die Apotheke, was sich leicht begreifen läßt, da das Volk natürlich geneigt ist, einem Gegenstand von so merklich außerordentlichen Eigenschaften eine Heilwirkung nach irgendwelcher Richtung zuzuschreiben. Diese ist ihm nun freilich von wissenschaftlicher Seite abgesprochen worden. Mit dem Rätsel der Fortpflanzung des Meerrettichs hat sich jetzt Dr. Brezezinski beschäftigt und über die Ergebnisse seiner Experimente im Bulletin der Akademie der Wissenschaften von Krakau berichtet. Die Versuche hatten den Zweck, den Meerrettich zur Erzeugung von Samen gleichsam zu zwingen. Zuerst versuchte es der Forscher mit Pfropfung, die aber keinen Erfolg hatte. Besser gelang das Mittel, einen ringförmigen Einschnitt rund um die Wurzel zu machen. Diese künstliche Verletzung führte merkwürdigerweise zur Bildung einer ziemlich großen Zahl von Samen, von denen einige sich auch als keimfähig erwiesen und neuen Pflanzen die Entstehung gaben. Aber auch dann behauptete der Meerrettich seine Eigenart, denn die Samlinge entwickelten sich in zwei weit verschiedenen Formen, die nun wieder noch eine Erklärung und weitere Untersuchung verlangen.

Männliche und weibliche Bruteier

glaubt ein Franzose, M. Genin, in einer Abhandlung über Geflügelzucht unterscheiden zu können. Wir bemerken hierzu, daß dieses Unterscheidungsmerkmal einem auch bei uns sehr verbreiteten Glauben entspricht, indessen ist es immer noch nicht möglich gewesen, festzustellen, was eigentlich an der Sache ist. Der französische Züchter schreibt: „Es gibt zwei Richtungen in der Geflügelzucht: die einen wollen bei der Brut nur Hennenküken haben, weil sie nur auf Eierproduktion züchten wollen; die andern wollen nur Hähnenküken, weil sie es auf die Kapaunen abgesehen haben. Schon lange suchte ich nach der Lösung des Problems, das von großen Kennern in der Geflügelzucht als unlösbar bezeichnet wird. Lange blieb ich ohne jeden Erfolg. Ich fand keine Lösung, bis ich auf die Tatsache aufmerksam wurde, daß die Knochen des Weibes viel glatter und matter sind als die des Mannes, wie man dies leicht feststellen kann, wenn man die Skelette der beiden Geschlechter mit einander vergleicht. Als ich dann ohne weiteres von diesem Anhaltspunkte ausging, um eine Lösung von obigem Probleme zu finden, kam ich nach einem Versuche von drei vollen Jahren zu der festen Überzeugung, daß alle Eier mit männlichem Keime am oberen spitzen Ende (dem dünnsten Ende) kleine Runzeln, kleine Furchen haben, während die Eier mit weiblichem Keime gleich platt an beiden Enden sind.

Das Zahnen der Kinder.

Während des Zahnens trinken und urinieren die Kinder weit öfter als zu anderer Zeit. Die Behandlung der zahnenden Kinder soll vorzüglich eine diätetische sein. Es ist jedenfalls besser, dieselben auf etwas strengere Diät zu setzen, als sie zum Essen oder Trinken zu zwingen. Der Leib sei offen. Ist ein wenig Durchfall da, so überlasse man es der Natur; werden die Stuhlentleerungen aber häufig, wässerig, grünlich und magern die Kinder ab und verlieren sie den Appetit, so muß man etwas dagegen tun. Ebenso lasse man Erbrechen nie anhalten, setze sie auf strenge Diät und gebe ihnen kleine Mengen sehr kalten Wassers, besser Brausewasser zu trinken. Auch ist es vorteilhaft, das Zahnfleisch öfters mit kaltem Wasser zu befeuchten.

Rätsel-Ecke.

Scherzcharade.

Wir waren auf unserer Bergpartie
Gewandert weit hinaus.
Wir hatten verirrt uns. Der Abend kam,
Und nirgends erspähte man ein Haus.
Und mit dem Ende unserer Kräfte sind
Gelangt wir zu einer Zwei.
Da streckten wir uns erschöpft ins Gras
Und teilten die letzten Drei.
Der Proviant war nun erschöpft.
Der dicke Hans seufzt: Ach!
Ich wünscht' es wär das Ganze hier,
Und ich säß im warmen Gemach
Dann labt' ich mich am schäumenden Bier
Ach' Eisbein mit Sauerkohl
Und spielt' einen Viertel pfennigskat,
O Freunde dann wär mir wohl!

Auflösung des Zahlenrätsels in voriger Nummer:
Zeit heilt alle Wunden
Schlüssel: Zeile, Lanze, Hand, Blitz, Ulanen, Dante, Tanne.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmann'schen Buchdruckerei in Wildbad.
Verantw. Redakteur: Reinhardt, daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt

zum

Freien Schwarzwälder.

Nr. 47. Wildbad, Mittwoch, den 15. Juni 1910

Die Eroberer.

Wenn Banditen nur mit Dolchen morden,
Bleicht man ihren Schädel auf dem Holz;
Aber wenn der Helden Troß in Horden
Länder würget, sind die Helden stolz.

Wenn der Mann dem Manne, der ihm glaubet,
Seinen Säckel stiehlet, ist's Betrug;
Aber Herrschsucht, die Provinzen raubet,
Nennt der Staatskunst hohe Schule klug.

Semme (f am 13. Juni 1810).

Meeresleuchten.

Von A. Trinius.

1) (Nachdruck verboten.)

Die Türme, Giebel und das Gewirr der hohen Satteldächer Antwerpens wie seine stolzen Hafenanlagen tauchten hinter uns immer tiefer in den grauen, feuchten Wasserdunst. Längs der grünen, flachen, von weidenden Rinderherden gemächlich belebten Ufer der Schelde strich unser weißer Ostafrikaner dahin, um endlich stolz aufrauschend, wie befreit von Druck und Enge, wieder in die dunkelrollende Nordsee einzulenken. Und dann ging's in westlicher Fahrt weiter zwischen den verdämmernden Küsten Frankreichs und den grell leuchtenden Kreideklippen Englands, bis die Wogen des Atlantischen Ozeans unser Schiff auf ihren Rücken nahmen und gen Süden führten.

In Hamburg, bald nach der Ausfahrt, hatte sich mir ein junges Ehepaar angeschlossen, so weit dieser Ausdruck erlaubt ist gegenüber zweier Menschenkinder, die sich vor einigen Wochen für immer zusammen getan hatten und nun mit der Hochzeitsreise zugleich die Ausfahrt in eine neue Heimat verbanden. Er hatte nach langem Warten endlich die längst erhoffte Stellung in einer großen Faktorei auf Sansibar erhalten, auf die er lange Jahre gehofft hatte, und sie hatte traulich mit ihm gehofft und gewartet, bis endlich die Stunde schlug, die beider Wünsche erfüllte. Sie hatte ihren Platz an einer Volksschule einer anderen Lehrerin überlassen, um nun dem Manne in die Fremde zu folgen, dem sie einst in jungen Jahren ihr Herz für immer geschenkt hatte.

Sie mochte bereits an der Grenze von dreißig Jahren stehen. Eine vollgereifte Frauengestalt, mit dichtem, aschblondem Haar, den Kopf umschlungen, aus dem ein paar große, fragende, schöne Augen in die Welt blickten. Und diese Augen erzählten auch von stillen Kämpfen und suchendem Sehnen, von heimlich geweinten Tränen und jauchzender Lust, daß nun doch das Glück sie endlich an der Hand gefaßt hatte und sie dem Manne zugeführt, ihm fortan alle Seligkeiten ihrer starken Liebe schenken zu dürfen. Er mochte ungefähr das gleiche Alter haben, erschien aber neben ihr weitaus jünger und lebensbegehrlicher. Ein leis rötlich blondes Haar war kurz geschoren, nach hinten gekämmt, nur vereinzelte Ringel drängten sich wie widerwillig gegen allen Zwang um die Schläfen. Seine Augen sprühten Leben und einen eigenen Uebermut. Dann und wann trat ein etwas leis Flackerndes in seinen Blick, dann gingen die Augen wie suchend umher, bis ein Wort der jungen Frau sie wieder einfing und zurücklenkte.

Bei der ersten Hauptmahlzeit an Bord hatten wir Bekanntschaft gemacht. An dem Mitteltisch war es gewesen. Ich stand noch unschlüssig, welchen Platz ich mir während meiner Fahrt bis Neapel festmachen sollte, als das Paar den Speisesaal betrat. Sie hing leicht in seinem Arm und schaute ein wenig scheu und verlegen über den Schwarm in allen Sprachen schwirrenden Tischgäste. Und dann hielten sie neben mir. Ich wollte mich eben niederlassen, da verbeugte er sich leicht zu mir und sagte:

„Wenn's Ihnen recht ist, so setzen wir uns zusammen!" Ich verneigte mich und er stellte sich vor: „Konrad Salzmann . . . meine Frau!"

Ich nannte meinen Namen. Dann ließen wir uns nieder. Er hatte sie an das Kopfende der Tafel lachend in den Sessel niedergedrückt. Er saß ihr zur Linken, ich zur Rechten, so daß wir eine abgeschlossene Ecke bildeten.

„Na, siehst du, Klara, können wir es besser uns wünschen?" lachte er wieder, „ich vertrete außer den ehelich angetrauten Gatten dir gegenüber noch das Weltmeer und die Fremde und unser verehrter Tischnachbar deine Heimat! Meine Frau stammt nämlich aus Thüringen", wandte er sich erläuternd an mich, „da wird die lange Ueberfahrt etwas von ihren Schrecken für sie verlieren, wenn Sie ihr zuweilen wollen von daheim erzählen."

„Es ist freilich schon lange her, daß ich Thüringen verließ! Und als die Eltern starben, Geschwister ich nicht besaß, so hielt mich die Vaterkant fest!"

„Und aller Seegeruch hat dich doch bis heute noch nicht zur Wasserratte machen können. Was meine Frau für eine eigene Furcht vor dieser Reise hat, man sollte es nicht glauben!"

„Sie fürchten die übliche Seekrankheit?" warf ich ein. „Das kommt ja immer erst auf die Probe an! Helden auf festem Boden fallen wie die Fliegen oft, zartere Naturen schweben geradezu lächelnd über all die gefürchteten Schranken hin!"

„Vielleicht ist's auch im Grunde gar nicht die Angst vor dieser Krankheit! Ein eigener Druck . . . ein unbestimmtes Etwas . . ."

„Abergläubisch bist du wie ein alter Jäger! Weiter ist's nichts! Als ich das erstemal im Auftrage meiner Firma über die See nach Australien ging, da kam's auch die ersten Stunden über mich her geschlichen, aber die offene See hat alles rasch fortgespült! Laß nur erst den Wind dir tüchtig um das Gesicht pfeifen, dann sollst du mal sehen, wie alles, Hui! verfliegt! Aha, da kommt

schon der erste Gang! Nun kann die Schlacht beginnen! Na, Schatz, was trinken wir? Weiß oder rot? Wie es immer so geistvoll bei den Abfütterungen daheim heißt! Wenn du mir Vertrauen entgegenbringst, so bestelle ich eine Flasche Colares! Ein trefflicher roter Portugiese und nicht zu schwer und vor allem nicht zu teuer! Ich kann Ihnen übrigens ebenfalls diesen Wein stark empfehlen. Er ist in jeder Beziehung trefflich! Ich trinke unterwegs immer seit Jahren die gleiche Sorte!"

Frau Klara hatte nur leise bei seiner Frage zustimmend genickt. Es war ihr alles noch so ungewohnt, so neu, daß ihre stillen, fragenden Augen immer wieder im Saale herumgingen, das Treiben und Schwirren zu beobachten.

Der Steward hatte zwei Flaschen von dem gewünschten Roten zwischen uns niedergesetzt. Wir schenkten ein und dann hob ich mein Glas und hielt es der jungen Frau zu:

Ich will nicht sagen: „Auf gute Tischnachbarschaft! Gestatten Sie mir vielmehr, auf Ihre neue Heimat, auf ein reiches, dort erhofftes Glück mit Ihnen anzustoßen!" Ehe sie nur ihr Glas mit dem meinen berührt hatte, da war bereits das seine stürmisch gegen das meine angeklungen. Dann folgte sie, indem sie erwiderte:

„Ich danke Ihnen herzlich! Lange, lange habe ich mich wieder nach einer Heimat gesehnt! Ueber sieben Jahre waren wir verlobt . . . und nun." Ein dankender Blick suchte den Gatten. Der aber hob aufs neue sein Glas und sagte:

„Ich bitt' dich, nur nicht sentimental werden! Freuen wir uns der Stunde! Was hinter uns liegt: Schwamm drüber! Komm, stoß an: Es lebe das Leben!" Er ließ sein Glas an dem ihren wie dem meinen anklingen, dann stürzte er den vollen Inhalt mit einmal hinunter.

„Aber, Konrad! Wenn du so weiter trinkst, so reicht ja die Flasche nicht über Tisch! Zehn Gänge zählte ich", wandte sie sich leicht lächelnd zu mir, „das muß man auch erst gewohnt werden!"

„Meinst du, der Steward ist mir böse, wenn ich noch eine Flasche ihm bestelle?" Und da in diesem Augenblick der uns bedienende Geist gerade vorüber huschen wollte, hielt ihn der junge Ehemann lachend am Rocke fest und rief: „He! der Vorsicht wegen: Bringen Sie nur gleich noch eine Colares! Meine teure Frau . ."

„Aber Konrad!" Er hörte gar nicht hin, sondern ließ die Blicke unternehmend auf und nieder die Tische schweifen. —

„Ein paar Tage wird es Ihnen wohl kosten, ehe Sie sich in das völlig Neue und Ungewohnte gefunden haben! Die Anpassungsfähigkeit der Menschen ist ja sehr verschieden!" Ich hatte mich an die junge Frau gewandt. Diese ließ erst noch einmal ihre Augen mit ganz eigenem Ausdruck über das Gesicht des Gatten flüchtig gleiten, dann bog sie sich mir ein wenig näher zu.

„Allerdings, Sie haben recht! Es ist auch eine gewisse Schwerfälligkeit in meinem Wesen, das freilich nicht thüringer Art ist. Schon als Kind kam ich mit meinen Empfindungen nie so schnell mit, wie die anderen. Mein Mann hat's leichter! Das ebnet auch rascher Wege, führt Menschen zu Menschen. Wenn dann unsereiner langsam nachkommt, dann steht er zuweilen allein da! Die anderen sind lachend vorangeeilt!"

„Naturen wie Sie, verehrte Frau, bedürfen der Zeit! Aber dann halten Sie fest und überstrahlen die anderen an Treue und Gewissenhaftigkeit!"

Sie blickte plötzlich ernst vor sich hin. Nur ein paar Augenblicke. Dann aber überzog ein liebes, sonniges Lächeln ihre schönen Züge. Sie ergriff, wie unter einer freudigen Eingebung ihr Glas mit blutrot schimmerndem Wein, hielt es mir leuchtenden Blickes entgegen und sagte leise:

„Unser Thüringer Land! Unsere schönen, grünen Berge! Vergessen kann man sie doch nie!"

Unsere Gläser klangen aneinander und unsere Augen ruhten für einen Herzschlag lang eins im andern. Als sei ein stiller Bund geschlossen worden.

Der Gatte warf nur ab und zu eine lustige Bemerkung in unser Gespräch, im übrigen sprach er dem Rotwein tapfer zu, während seine nicht üblen Späße und witzigen Bemerkungen bald wie Raketen in die Luft puffen, dann wieder wie Bomben über die Tafel flogen.

Nach aufgehobener Tafel gingen wir zu dritt auf Deck. Der blaue Rauch unserer Zigarren schuf eine angenehme Stimmung und die Uferbilder, die elbabwärts den Blicken sich boten, das rege Leben auf dem breit dahinwallenden Strome, beides bot der Unterhaltung reichen Stoff.

Seit diesem ersten Mittagmahle hatte uns nun jeder Tag wiederholt zusammengeführt. Die Gebundenheit des Raumes auf einem immerhin nur kleinen Punkte inmitten der weiten Wasserflut, die regelmäßigen Mahlzeiten, dies alles gab immer wieder Gelegenheit, mit dem jungen Paare in Berührung zu kommen. Die Lustigkeit des Ehemannes, das stille Werben ihrer Blicke ihm gegenüber, es ließ dem Dritten am Tische nach und nach manches heimliche Fragezeichen aufwerfen. Er war stets sehr freundlich zu ihr, doch die eigentliche Zärtlichkeit, das heimlich süße Drängen nach dem gewonnenen Besitze, dies mußte ich bei stets näherer Beobachtung vermissen. Der jahrelange Brautstand hatte anscheinend bei ihm ein gewisses Sichdrangewöhnen hervorgerufen. Die vielleicht einst heiße Flamme seines Empfindens ihr gegenüber war sacht und ihm unmerklich zusammengesunken und glomm nur noch heiter leuchtend in die Zukunft hinüber. War sie äußerlich auch keine heiß erregte Natur, ihr ganzes stilles und unermüdliches Werben um den Mann, dem sie nun endlich angehören durfte, der sie in eine Heimat führen wollte, all dieses gab ihrem Wesen zuweilen etwas geradezu Rührendes, von dem er aber nichts zu bemerken schien. Es war wie ein leises, heimliches Ausruhen und wieder auch Kämpfen im und um den Besitz des geliebten Mannes.

Zuweilen traf ich die junge Frau allein an der Reling stehen, die schönen Augen weit hinaus in die Ferne gerichtet. Als suche sie die neue Heimat bereits mit den Blicken, als wolle sie Himmel und Wasser fragen, was ihr die Zukunft noch vorbehalte, im Schoße berge. Dann war die Sonne aus ihrem Antlitz verschwunden. Aus Tiefen war es herauf gestiegen, leichte Schatten über die ernsten Züge breitend. Da schlich ich stets lautlos an ihr vorüber. Nur einmal hatte sie mich bemerkt. Sie wandte leicht den Kopf und die ernsten Augen luden mich ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Unser Heimatswald ist gewiß schön und im Winter auch großartig und ergreifend in seiner weißen Hoheit!" sagte sie. „Aber solch tief aufrührende Empfindungen wie das Meer löst er doch nicht aus. Man ist hier ja gleichsam ein Stück der Ewigkeit näher gerückt. Alle Schrecken schwinden nach ein paar Tagen! Ob da hinauf in den blauen Himmel . . . hinab in die nimmer ruhende Tiefe . . . ich meine, es könnte uns gleichgültig sein! Alles Kleinliche und Vergängliche streift man ab!" „Sie reckte die Arme plötzlich weit aus und ein Lächeln stahl sich herauf. Wissen Sie, was ich möchte können? Schwimmen, fliegen, sich dehnen in die Weite! Der Sonne nach! Dem Glücke entgegen!" setzte sie leiser hinzu. „Meinem Manne kann dies alles scheinbar nicht mehr viel sagen! Er ist zu oft über diese Wasserwüste gefahren, scheint es mir! Und steht er mal neben mir, sieht er das Einzelne, wo ich meine, Unendlichkeiten tun sich vor mir auf! Vielleicht ist er der Glücklichere! Ich glaube es sogar!" Sie lachte ein ganz klein wenig auf. Dann fuhr sie fort: „Gerade dieser Unterschied hat mich vielleicht vor Jahren . . . vor langen Jahren, ihm in die Arme getrieben! Menschen, die uns gleichen, reizen uns nicht! Man will was anderes kennen lernen!" Sie schwieg und wir blickten stumm über die Reling hinaus über die grünwogenden stetig rollenden Wogen, deren weiße Schaumköpfe wie Rudel gieriger Wölfe in nicht ersterbenden Scharen unser Schiff umkeuchten. Und dann sah ich wieder ihre ernsten Augen, vernahm ganz leise das Atmen der wohl bang und fragend sich sorgenden Brust.

Die junge Frau hatte sich gegenüber der Seekrankheit bisher tapfer gehalten, zumal die Fahrt durch den Aermelkanal nicht zu stürmisch sich gestaltete. Sie schien sich über sich selbst darüber zu freuen, denn als wir auf dem Atlantischen Ozean schaukelten, sagte sie bei Tisch mit fast blitzenden Augen:

„Konrad! Ich glaube, heute langt die eine Flasche Colares kaum! Ich muß doch meinen Heldenmut begießen! Habe ich nicht ein Anrecht dazu?" wandte sie sich schelmisch zu mir. Sie sah in diesem Augenblicke ganz wundervoll aus. Die Augen erschienen noch größer, weicher, als zittere dahinter ein Nachhall seliger Liebesfreuden. Er schien dies auch zu fühlen. Er legte plötzlich seine eine Hand auf die ihre und lachte sie an, indem er erwiderte:

„Famos, famos! Meine Frau bildet sich noch zur Lebenskünstlerin aus! Natürlich trinken wir heute dir zu Ehren zwei Flaschen! Im übrigen sind wir ja bald selbst in Portugal, da kann das Schiff die Lücken wieder füllen, die wir in den Weinvorrat rissen!"

(Fortsetzung folgt.)

Seumes Martyrium.

Zu seinem hundertsten Todestag (13. Juni).

Den weltbekannten deutschen Wandertrieb hat selten einer so ausgiebig betätigt wie Johann Gottfried Seume. Von Jugend an stand sein Sinn in die Ferne. Zeitumstände und Schicksalswendungen drängten ihn oft aber weiter, als er vorhatte.

Mit achtzehn Jahren brach er plötzlich seine theologischen Studien in Leipzig ab und riß aus, ohne Mutter und Freunde zu benachrichtigen. Er wollte in die weite Welt, wollte frei umherschweifen. Aber schon nach wenigen Tagen — im Sommer 1781 war es — wurde er von den Werbern des edlen Landgrafen Friedrich von Hessen aufgegriffen und als lebendige Ware an die Engländer verkauft, die Menschenfleisch für den Krieg mit Amerika gebrauchten. So machte Seume seine erste Weltreise, — als Kanonenfutter gegen ein Volk, das für seine Unabhängigkeit kämpfte, als Tauschobjekt für Diamanten, die ein deutscher Fürst seinen Maitressen umhing. Kein Wunder, daß Seume ein scharfer Verächter europäischer Kultur wurde und das berühmte Gedicht schrieb:

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte . . .

mit dem erkenntnisvollen Schluß:

Seht, wir Wilden sind noch bessere Menschen!

Zwei schlimme Kriegsjahre im damals noch ganz unkultivierten Amerika mußte Seume ausharren. Dann kam der Friedensschluß, und er wurde nach Deutschland geschafft, wo er sofort wieder von preußischen Werbern gepreßt wurde und vier Jahre preußischen Drill erdulden mußte, — zu einer Zeit, als es noch keine Strafen für Soldatenmißhandlungen gab, sondern Schläge mit dem Ladestock und Spießrutenlaufen zu den gesetzlichen Maßnahmen gehörten. Erst als ihm ein reicher Fund das Lösegeld von achtzig Talern vorstreckte, kam der Dichter frei. Er eilte zu seiner Mutter, vollendete sein Studium und wurde Lehrer der englischen Sprache und Literatur.

In dieser Zeit trat er mit Schiller und anderen Dichtern in Verbindung. Sieben Jahre später stellte er schon wieder in einem fremden Kriegsrock. Er war nach Warschau gegangen und mußte als russischer Soldat gegen die um ihre Freiheit ringenden Polen kämpfen. Gerade er, der am eigenen Leibe die ganze Härte des Sklaventums erfahren hatte, war zum zweiten Male dazu bestimmt, eine solche Sache zu verteidigen.

Abermals nach Deutschland heimgekehrt, nahm Seume in Grimma bei dem Verlagsbuchhändler Göschen eine Stelle als Korrektor an und verharrte volle vier Jahre bei dieser sehr trockenen Beschäftigung. Dann aber warf er den Schreibstift fort und unternahm, im Alter von 38 Jahren, den klassisch gewordenen „Spaziergang nach Syrakus".

Ein Fußreise durch Italien am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war nicht so gemütlich, wie man sich's in Erinnerung an die gute alte Zeit vorstellt. Seumes Freund, der Maler Schnorr von Carosfeld, stand im letzten Augenblick davon ab, ihn zu begleiten, weil er für sein Leben fürchtete. „Der Offizier, mit dem ich nach Rom reiste, war sechzehnmal geplündert worden," erzählte Seume, und er selbst ist auch wirklich einige Male in die Hände von Räubern gefallen.

Seumes Kunstanschauung ist nicht sehr gespruchsvoll, die Hebe von Canova berauscht ihn so, daß er meint, die mediceische Venus könnte ihm nicht mehr bieten. Desto schärfer ist sein Blick für Landessitten und Politik, die er von seinem hohen freiheitlichen Standpunkt aus durchdringend beurteilt. Das macht seinen „Spaziergang nach Syrakus" noch heute lesenswert.

Im Jahre 1805 durchstreifte Seume Rußland von Moskau bis Petersburg, dann Finnland und Schweden. Diese Erlebnisse schilderte er in dem Buch: „Mein Sommer".

Die vielen Wanderungen hatten ihm ein hartnäckiges Fußleiden gebracht, und das Ende war Teplitz, wo er — leider vergeblich — Heilung suchte. Er starb dort am 13. Juni 1810.

Vorher hatte er noch den Schmerz der Erniedrigung seines deutschen Vaterlandes erlebt und in wehmütigen Klageversen zum Ausdruck gebracht. Kaum war er tot, als an Wieland die Meldung gelangte, daß die Kaiserin-Mutter Marie Fedorowna von Rußland für Seume ein beträchtliches Jahresgehalt ausgesetzt habe. Dichterschicksal!

(B. T.)

Kummer.

Sie saßen nebeneinander im Straßenbahnwagen. Er war betrunken; sie holte ihn heim. So weit waren sie noch nicht gesunken, daß sie die zwei Groschen für die Fahrt nicht mehr hätten auslegen können. Aber wenn es so weiter ging, dann war auch das bald nicht mehr möglich. Die Frau sah nicht böse aus. Sie biß nur die Zähne zusammen. Ihre Augen waren leer. Sie ließ sich ruhig einige Scheltworte gefallen; nur wenn ihr Mann gar zu laut wurde, wies sie ihn zurecht. Sie rückte nicht von ihm ab; sie gehörte ja zu ihm. Aber daß sie jetzt zu ihm gehören mußte, das gab diesem Gesicht einen ledernen Ausdruck. Um die Leute kümmerte sie sich nicht einmal viel; sie schämte sich vor ihnen nicht. Früher, die ersten Male, ja da hatte sie es noch getan. Was sollte sie heute mit diesem überflüssigen Gefühl? Anders wurde es ja doch nicht. So mußte sie eben weiter kämpfen. Ob sie litt? Ob sie duldete? Sicher tat sie beides. Aber ich vermute fast, daß ihr auch hierfür das deutliche Bewußtsein fehlte, wenigstens daß es nachgerade abgestumpft war. Dort an der Ecke stiegen sie aus; sie half ihm ein wenig. Dann ließ sie ihn hinter sich herlaufen. So verschwanden sie in einer der dunklen Gassen.

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW